



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 15, 1-10. „In jener Zeit nähsten Jesus Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murerten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen.“ — „Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet?“ — „Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße thut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ — „Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat, und die, wenn sie ein Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, rufst sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ — „Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzelnen Sünder, welcher Buße thut.“

Nachklänge zum hl. Fronleichnamsfeste.

„Und nachdem Er (der gute Hirt) das Schäflein gefunden, hebt Er es freudig auf Seine Schultern.“ — Der Sohn Gottes hat das verlorene Schäflein auf Seine Schultern geladen, indem Er die menschliche Natur angenommen und die Last unserer Sündenschuld getragen bis zum süßenden Tode am Kreuze.

Aber mehr noch hat Er getan: die Krone und Vollendung Seiner Heilswerke ist die Einsetzung des hl. Sakraments des Altars. Nicht einzelne Gnaden empfängt der gläubige Christ hier — wie in den übrigen Sakramenten — sondern den Herrn und die Quelle der Gnade Selbst. Hier wird der Mensch also ganz hineingetaucht und versenkt in das tiefe, unendliche Meer der erbarmenden Liebe und Gnade Gottes, das ihn mit göttlichem Leben umflutet.

Kein Wunder, lieber Leser, daß der Unglaube gerade dieses hehre Geheimnis unseres Glaubens angreift und verhöhnt. Kommt auf dieses heilige Geheimnis die Rede, so hört man auch schon das Wort: „Aber, wie ist es möglich, daran zu glauben? Also zu glauben, daß der Gottmensch Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig sei in diesem Sakramente unter den Gestalten von Brot und Wein — gegenwärtig sei mit Leib und Blut, mit Seele und Gottheit?“

Wir könnten, lieber Leser, prompt zur Antwort geben: „Wir glauben an dieses Geheimnis gerade so, wie seit neunzehn Jahrhunderten die christlichen Geschlechter daran geglaubt haben; wie heute noch eine unzählige Menge auserwählter Seelen daran glaubt, und mit etwas gutem Willen und einiger Demut des

Herzens läßt sich dieses Geheimnis ohne Schwierigkeit glauben. — Die heidnischen Philosophen aus dem Zeitalter der römischen Kaiser Augustus, Tiberius, Nero glaubten bekanntlich nicht an unsere Geheimnisse, bevor sie die Apostel gehört hatten; aber viele von ihnen glaubten, als sie darüber belehrt worden waren. Warum sollten wir das nicht tun, was diese getan haben? Hatten sie nicht viel größere Schwierigkeiten, Zweifel und Vorurteile zu überwinden, als wir? Wie kann also Jemand, der von heiligen Eltern geboren, unter Christen aufgewachsen ist, überhaupt sich zu der Frage verweigern: wie es „möglich sei“, an das Altarssakrament zu glauben?

Wir Katholiken könnten mit viel mehr Recht fragen: Wie kann ein Mensch, der auf den Namen eines Christen Anspruch macht, sich da ungläubig verhalten? Ist der Unmacht Gottes denn eine Schranke gezogen? Und haben wir nicht die klaren Aussprüche des Sohnes Gottes und Seines Organs, der Kirche, über dieses Geheimnis? Was bleibt aber da anders übrig, als zu glauben und anzubeten?

Die Weisheit Gottes hat von Anfang an durch Vorbilder und durch Prophezeiungen dieses unaussprechliche Geheimnis ankündigen wollen. Ich erinnere an einige dieser Vorbilder: an den Baum des Lebens inmitten des Paradieses; an den Priesterkönig Melchisedech, der Brot und Wein dem Allerhöchsten opferte; an das wunderbare Manna in der Wüste u.

Ich erinnere weiter an die Weissagung des Propheten Malachias, jene herrliche Ankündigung unseres heiligen Messopfers:

Kirchenkalender.

- Sonntag, 21. Juni.** Dritter Sonntag nach Pfingsten. Moyses, Befreier † 1591. Evangelium Lukas 15, 1-10. Epistel: 1 Petrus 5, 6-11. St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Andacht mit Predigt. Karmelitesen-Klosterkirche: 40tündig Gebet. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Vesper, Abends 6 Uhr Komplet.
- Montag, 22. Juni.** Paulinus, Bischof † 431. Albin, Bischof † 549. St. Andreas: 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Vesper, Abends 6 Uhr Komplet.
- Dienstag, 23. Juni.** Edeltrudis, Jungfrau † 676. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Vesper, 7 Uhr Komplet und zum Schluß Te deum.
- Mittwoch, 24. Juni.** Johannes der Täufer. Karmelitesen-Klosterkirche: Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu Andacht.
- Donnerstag, 25. Juni.** Prosper, Bischof † 463. Emma, Witwe † 1045. Karmelitesen-Klosterkirche: Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu Andacht.
- Freitag, 26. Juni.** Johannes und Paulus, Martyrer † 362. Karmelitesen-Klosterkirche: Schluß der Oktav vom hl. Herzen Jesu.
- Samstag, 27. Juni.** Ladislaus, König † 1095. Fasttag. Karmelitesen-Klosterkirche: Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.

„Ich habe an euch (Juden) kein Wohlgefallen mehr, spricht der Herr der Heerscharen, und nehme kein Opfer mehr an von eurer Hand; denn vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange wird Mein Name groß sein unter den (jetzt noch heidnischen) Völkern, und an jedem Orte wird geopfert und zwar Meinem Namen ein reines Speiseopfer dargebracht werden“ (Mal. 1, 10 f.). Fürwahr eine Prophezeiung, die ein großes Ereignis ankündigt.

Und als nun „die Fülle der Zeiten“ gekommen war, da das Vorbild vor der Wirklichkeit zurücktreten und die Prophezeiung sich erfüllen sollte, da erschien der Sohn Gottes Selbst, in menschliche Gestalt gehüllt, und nun, lieber Leser, wollen wir hören, was Er Selbst sagt.

Es war ungefähr ein Jahr vor dem Tode und Sterben des Herrn, als Er in der Wüste, unweit des Galiläischen Sees, jenes erstaunliche Wunder der Brotvermehrung gewirkt hatte. Andern Tags kamen viele von denen, die dort so wunderbar gespeist worden, zu Ihm zurück; aber sie meinten: „Du bist dennoch nicht größer als Moses! Denn vierzig Jahre lang hat Moses das Volk in der Wüste genährt, und Du hast uns nur ein einziges Mal Brot gereicht!“ — Und die Antwort Jesus darauf? „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist!“ — Welch' ein Wort!

Aber noch nicht genug: Jesus vervollständigt diese feierliche Erklärung, indem Er unter der Form eines Eidschwures hinzufügt: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und Sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“ — Und die erstaunte Menge ruft: Sein Fleisch? Sein Blut? „Aber wie kann dieser uns Sein Fleisch zu essen und Sein Blut zu trinken geben?“ — Da versichert der Herr wiederholt und zwar deutlich für Jedermann: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und Mein Blut wahrhaft ein Trank!“ (Joh. VI.) Wir, lieber Leser, begreifen sehr wohl das Erstaunen dieser Juden: Sein Fleisch, Sein Blut, sollen wir essen, trinken? Diese Rede ist hart; wer kann sie hören? — Und sie gehen fort. Jesus aber läßt sie stehen.

Die fragenden Blicke Seiner treuen Apostel scheinen zu sagen: Warum läßt du denn diese Leute ziehen? Warum läßt du sie in die Irre wandern, — du, der Du doch gekommen bist, „das verirrte Schäflein aufzusuchen“? Nur ein Wort brauchst du zu sagen, nur das eine: daß deine Rede ein „Gleichnis“ gewesen?! — Nun, lieber Leser, was wird der gute Hirt hier tun? Was wird Er sagen? — Siehe, Er fragt nun selbst Seine Apostel: „Wollt auch ihr gehen?“ — Kein Wort, keinen Buchstaben nimmt Er zurück. Der Apostelfürst Petrus aber findet wieder die rechte Antwort: „Wohin sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens.“

Diese Scene aber, lieber Leser, wiederholt sich beständig seit neunzehn Jahrhunderten. Der menschliche Dünkel fragt: Wie kann dieser uns Seinen Leib und Sein Blut zur Nahrung unserer Seele geben? — Wir Katholiken antworten, hingeworfen vor den Altar des göttlichen Lammes mit der ganzen Kraft unserer Seele: Du, o Herr, hast Worte des ewigen Lebens; und wir glauben Deinem Worte; denn Dein Wort ist Wahrheit!

Der Schöpfer des Niederwalddenkmals.

Zum 76. Geburtstag Johannes Schilling's

— 23. Juni —

Von Dr. Gerhard Pohl.

Unter den noch lebenden bildenden Künstlern nimmt neben Vegas, Hundrieser, Wenzel u. a. m. Johannes Schilling, der geniale Schüler Meister Rietschels, eine hervorragende Stellung ein, und wer im übrigen keine seiner Schöpfungen kennt, der hat doch wenigstens von dem prächtigen Niederwalddenkmal bei Müdesheim am rebenbüchtigen Rheinstrome

gehört oder dasselbe im Bilde bewundert, wohl die gewaltigste Leistung des Künstlers, der, heute ein fünfundsiebzigjähriger, im lieblichen Elbflorenz noch immer mit jugendlicher Begeisterung an der Verwirklichung seiner künstlerischen Ideale arbeitet. Denn ein Idealist ist Schilling während seines ganzen, reichen Lebens gewesen, der, weit entfernt von den auf Abwege geratenen Bestrebungen der sogenannten „Modernen“, die Aufgabe der wahren Kunst nicht darin sah, in nackten Herrbildern und häßlichen Mißgestalten die höchsten Triumpfe natürlichen Schaffens zu feiern, sondern in einer geklärten, reinen Anpassung der Natur, die bei aller Treue nicht vergißt, daß eben nur das Reich des ewig Schönen für das echte künstlerische Schaffen inbetracht kommt. Hier die rechte Mitte zwischen krassem „Naturalismus“ und unverständlichem, überhöhligen Idealismus inne zu halten, das hat keiner so verstanden wie Schilling, dessen Allegorie daher auch auf minder Kunstverständige ihres Eindrucks nicht verfehlt. Am treffendsten hat sich der Künstler selbst über seine Grundzüge bei jenem Festbankette ausgesprochen, das gelegentlich der Einweihung des Niederwalddenkmals (28. Sept. 1883) ihm zu Ehren von seinen Kunstgenossen veranstaltet wurde. Damals sprach er die schönen Worte:

„Willst Du der Kunst Dich widmen, merke, Bei Künstlern handelt sich's um Werke, Nicht um Gewinn und nicht um Ruhm, Noch Ausseh'n, noch Kunstkenntniss, Rein, was dem Künstler Gott geschenkt, Daß er im Traume dichtet, denkt, Das Glück zu schaffen, laß allein Beruf und höchsten Lohn Dir sein! Sei dankbar so für den Genuß, Den die Natur im Ueberfluß In ihrer würd'gen Herrlichkeit Auf Treitt und Schritt dem Auge deut. Und laß es nicht bei dem Genießen! Laß unter Deiner Hand ersprießen Dein Werk, daß dem Gebete gleiche. Das über Menschenalter reiche!“ u. f. w.

In Mittweida (Sachsen) am 23. Juni 1828 geboren, war Johannes Schilling eigentlich schon von der Natur zum Künstler ausersehen. Denn die saft romantischen Ufergelände der Fichopau, an der das Städtchen liegt und die der dortigen Gegend den Namen „Schweiz“ eingebracht haben, bildeten die erste Anregung, die das Kind empfing, das sehr frühzeitig nach Dresden kam, um zuerst unter Beshels, dann unter Rietschels Leitung die Kunstakademie zu besuchen. Das geschah vom Jahre 1842 bis 1850. In diese Zeit fällt Schilling's erste selbständige Arbeit, die den künftigen Künstler in seiner ganzen Eigenart ahnen ließ: ein Weinlähler, umgeben von einer Schaar neckischer Genien, die aus dem schäumenden Champagner aufsteigen. Um sich weiter auszubilden, begab sich der Zweiundzwanzigjährige dann nach Berlin, wo Rauch noch die Augen der Welt auf sich lenkte. Freilich fand Schilling die Thür von dessen Atelier für sich verschlossen; aber Drake nahm ihn auf und beschäftigte ihn zwei Jahre lang. Dann lehrte er auf den Ruf Hähnels nach seinem geliebten Dresden zurück, wo er eine Arbeit ausführte, die ihm das große Reisebendium der Kunstakademie eintrug, welches ihm eine Studienreise in das Land der Kunst, nach Italien, ermöglichte. In Rom weilte er drei Jahre, 1854 bis 1856, rezeptiv und produktiv in der Kunst schwelgend, und lehrte dann nach Dresden zurück, um sich ein eigenes Atelier einzurichten. Von weniger in der Öffentlichkeit bekannten Werken, die indessen Schilling's Namen nicht nur in der sächsischen Metropole, sondern auch bei Kunstkennern außerhalb des Königreichs bekannt gemacht hatten, seien der reizende Kinderfries am westlichen Portal des Dresdener Museums, ferner zwei Frieze im Vestibül desselben, die deutsche und niederländische Kunst verkörpernd, erwähnt, dann die „Vokal- und Instrumentalmusik“, zwei Gruppenbilder für das Palais des damaligen Prinzen, jetzigen Königs Georg, eine Blüthe des Turnvaters Jahr, für das

Grabdenkmal desselben in Freiburg a. N. bestimmt und für die Dresdener Turnlehrerbildungsanstalt nachgebildet, eine Schillerstatue, die beim Schillerfest im Jahre 1859 auf dem Altmarkte Verwendung fand, Hähnels Grabdenkmal auf dem Dresdener Neustädter Friedhofe u. a. m. Im Jahre 1860 schuf Schilling die Statue des Oberbürgermeisters Demian in Görlitz, durch die er zuerst die Augen der deutschen Künstlerwelt im weitesten Sinne auf sich lenkte, und als er dann als Sieger aus dem Wettbewerb um Ausschmückung der weltberühmten Brühl'schen Terrasse in Dresden hervorging, war er mit einem Schläge ein gefeierter Künstler geworden: seine von 1863—1868 in Sandstein ausgeführten Gruppen der vier Tageszeiten trugen den Preis davon. Sie zeugen von echt künstlerischer Befähigung und wirken in ihrer einfachen und leicht verständlichen Allegorie auf jeden Beschauer, wenn auch durch die im Jahre 1884 als Schutz gegen Fußbeschädigung ausgeführte Vergoldung dieser Eindruck nicht unwesentlich abgeschwächt wird. Außerdem modellirte er für den Einzug des Königs Johann im Jahre 1866 eine riesenhafte „Saxonia“ und trug abermals in einer Konkurrenz um ein Rietsheldenkmal auf der Brühl'schen Terrasse den Preis davon: Das 1876 enthüllte Denkmal fesselt durch seine überaus feinsichtige und originelle Anpassung. Die „vier Tageszeiten“ waren außer anderen äußeren Erfolgen auch von dem begleitet, daß Schilling im Jahre 1868 zum Professor an der Akademie berufen wurde. Unermüdlich war der Künstler auch in dieser Stellung in seinem Schaffen. Von hervorragenden Werken seien u. a. genannt das Schillerdenkmal in Wien, das Kaiser Maximilianenkmal in Triest, das Kriegerdenkmal in Hamburg, vor allem aber die Kolossalgruppe des Dionysos und der Ariadne auf panthergezogenem Wagen für das Altstädter Hoftheater in Dresden, zwei in Bronze gegossene Löwen auf dem Portal der Infanteriekaserne in der Albertstadt u. a. m. Diesen im Anfange der siebziger Jahre vollendeten Kunstwerken folgte in den Jahren 1877—1884 sein Hauptwerk, das Niederwalddenkmal, bestehend in der bekannten, 10,6 Meter hohen Kolossalfigur, der die Kaiserkrone triumphierend in der Rechten emporhaltenden Germania und einem 25 Meter hohen, mit Reliefs geschmückten Sockel, den Figuren des Krieges und des Friedens zur Rechten und zur Linken und zwei kleineren Reliefs. Wahl des Standortes gerade dort, wo der trübene Blick von den gegenüberliegenden Höhen des Rheines hinüberseht über die dunkeln Vogesen ins Frankenland und eine überaus glückliche Anpassung des Ganzen machen das Denkmal zu einem vollendetem Sinnbild der durch den ruhmvollen Krieg endlich erreichten, glorreichen Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums, und die Worte, die Kaiser Wilhelm I. bei der in Gegenwart der deutschen Fürsten bereits vor der endgültigen Vollendung am 28. September 1883 erfolgten Weihe sprach, fanden lebendigen Widerhall in zahlreichen Liedern. Da hieß es z. B. (Otto Böhm):

„Endlich ist das Werk gelungen, Herrlich steht er aufgebant; Was die Alten einst gesungen, Was der Freiheitskampf errungen, Trunken unser Auge schaut. — Wo des Lannus Schiefersteine Senken sich zum Niederwald, Prangt es an dem freien Rheine: Herrlich strahlt im Glorienscheine Frau Germania's Gestalt! Und die Rechte hebt die Krone, Und das Schwert zur Linken ruht; Hoch, Germania! Deinem Throne Wahre tren die Kaiserkrone, Deiner Ehre höchstes Gut!“

Bekannt ist, daß ruchlose Freierhand Vorbereitungen getroffen, gerade zur Denkmalweihe ein Attentat gegen die zahlreichen, dort versammelten Fürsten zu verüben, ein Beginnen, dessen mögliche entsetzliche Folgen gar nicht ausudeuten sind, daß aber glücklicher-

weise, ehe es zur Ausführung kam, bereitet ward.

Hatte mit Vollendung dieses Denkmals Schilling seinen Namen mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte unseres Volkes eingegraben, so rastete er gleichwohl nicht, sondern schuf zu gleicher Zeit noch manches hervorragende Bildwerk. Als dann im Jahre 1889 in Sachsen das 800jährige Jubiläum der Wettiner gefeiert wurde, fand die Enthüllung des von Schillings Meisterhand hergestellten Reiterstandbildes König Johanns († 1873) vor dem Dresdener Hoftheater statt, ein Kunstwerk freilich, das bei aller Majestät im großen und trotz feinsten Detailarbeit doch wieder insofern Bedenken erregte, weil es den weisen Dichterkönig, der so gar wenig kriegerisches, zumal in seinem Aeußern an sich hatte, auf mutigem Streitrosse darstellt. Von größeren Arbeiten sind dann ferner noch die Figuren am Wettin-Obelisk in Dresden, das Standbild Wilhelms I. in Wiesbaden, sowie einige Brunnenfiguren, unter denen besonders die „Forelle“ lebhaften Beifall fand, dann der „Friedensbote“, „des Helden Nachruhm“ u. a. zu nennen, ganz zu schweigen von kleineren Arbeiten, die man wohl als Nebenarbeiten zu bezeichnen pflegt, aber als Schöpfungen Schillings zugleich Meisterwerke in ihrer Art sind.

Im Schilling-Museum zu Dresden spiegelt sich das ungemein reiche und mannigfaltige Schaffen des Meisters am treuesten wieder. Hier erkennt man, welche reiner Schönheitsstern, welche hohe Anmuthfülle, welche sorgfältige Durchbildung der Form alle Werke dieses Künstlers auszeichnet, dessen Werke wie versteinerte Musik gemahnen, indem jedes einzelne in einer reinen, vollen Harmonie ausklingt. Möchte dem gottbegnadeten Künstler, den Deutschland stolz den Seinen nennt, noch ein langer, freudvoller Lebensabend beschieden sein!

Altes und Neues vom Freiherrn v. Drais.

Von F. R. Feldhaus.

In diesem Jahre findet in Mannheim der Kongreß der Allgemeinen Radfahrer-Union in den Tagen vom 11. bis 14. Juli statt. Es sei daher erlaubt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Mann zu lenken, der fast sein ganzes Leben in Mannheims Mauern zubrachte und der unbedingt als der Erfinder des Fahrrades betrachtet werden muß. Freiherr v. Drais hat in Mannheim seine Erfindung gemacht, sie vervollkommen und vorgeführt und muß somit diese Stadt als die Geburtsstadt des Fahrrades gepriesen und anerkannt werden.

In das langgestreckte Gebäude, aus dem heute eifrige musikalische Übungen zur Förderung des alten heimatischen Musikruhmes erklingen, in die heutige Hochschule für Musik (M 1, 8), zog am 15. Dezember 1810 der Oberhofrichter Karl Wilhelm Friedrich Ludwig Freiherr Drais von Sauerbrunn ein. Seit dem 23. Juli des genannten Jahres ward der höchste Gerichtshof des badischen Landes in Mannheim abgehalten und der Freiherr von Drais sein Vorsitzender. Drais war kein Badener, er entstammte vielmehr einer alten lothringischen Familie, doch hat er sich nichtsdestoweniger um die Konstitution des Staatswesens in jener schweren Zeit verdient gemacht.

Der auf dem Kaufhaus in Mannheim noch vorhandene „Polizeibogen“ (Anmeldebogen) des Oberhofrichters giebt an, das er damals mit seiner zweiten Gemahlin Friederike, geb. Baronin von Rotberg aus Gießen, mit den Töchtern Amalie, Louise, Karoline und Ernestine und dem einzigen Sohn Karl nach Mannheim kam. Dieser Karl, oder wie er richtig hieß, Karl Friedrich Christian Ludwig ist es, mit dem wir uns heute, wegen seines Verdienstes um das Fahrrad, einmal eingehend befassen wollen. Er war aus der ersten Ehe des Oberhofrichters; seine Mutter

war Ernestine Christine Margarete, geborene Baronin von Kaltenthal. Karl, ein Karlsruher Kind, wurde am Tage seiner Geburt, am 29. April 1785 unter glänzender Patenschaft getauft. Karl Friedrich, Markgraf zu Baden, der Erbprinz Karl Ludwig und seine Gemahlin, die Prinzen Friedrich, Louis und Wilhelm Ludwig von Baden, die Markgrafen Karl August und Christoph, sowie noch weitere zehn Personen, standen ihm als Taufzeugen. Seinen späteren Schulunterricht genoss der junge v. Drais am Gymnasium seiner Vaterstadt, besuchte die Forstschule in Pforzheim, studierte in Heidelberg, widmete sich der Forstkariere und wurde mit 19 Jahren Jagdjunker. Im nächsten Jahre, 27. Juni, wird er zum Kammerjunker ernannt. Dann kam er nach Mannheim, seiner zweiten Heimatstadt.

Es ist nicht Zufall, wenn wir früher mehr wie heute finden, daß Leute in mechanischen Erfindungen berühmt wurden, obschon ihr eigentlicher Beruf weit von der Mechanik und ihren Hilfswissenschaften ablag. Damals war das, was wir heute unter Mechanik, Technik, Ingenieurwissenschaft verstehen, eben noch nicht zu einer selbstständigen Wissenschaft erstarkt. Jeder konnte auf den Gebieten, die zur Allgemeinbildung gehörten, sich lustig tummeln und trug durch seine Arbeiten dann meist ein Scherflein zu dem großen, gewaltigen Bau bei, der die Menschen stetig höher erhebt. Wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts alles, was an der Förderung der Wissenschaft Anteil nahm, elektrische Experimente machte, so sehen wir zu Anfang des 19. die Gebildeten rege mit der aufblühenden Technik und Mechanik beschäftigt. So finden wir auch den jungen v. Drais neben seiner Forstlaufbahn sein ganzes Leben hindurch mit mathematischen und mechanischen Problemen beschäftigt. Schon im Jahre 1813 führte er dem damaligen Großherzog von Baden und wenige Wochen hernach dem Kaiser Alexander von Rußland, als dieser auf dem Zuge gegen Napoleon in Mannheim Aufenthalt genommen, einen von ihm erfundenen Wagen, der ohne Zugtiere, durch den darin sitzenden Menschen getrieben wurde, vor. Der Monarch hatte daran Wohlgefallen, verlangte am folgenden Tage die nochmalige Vorzeigung, äußerte, „das ist sehr geistreich erdacht“ und sandte dem Erfinder einen Brillantring. Im folgenden Jahre sehen wir ihn mit dieser Fahrmaschine auf dem Wiener Kongreß durch die Reihen der staunenden Menge fahren, die sich auf der Waise erging, um das eine oder andere der gekrönten Häupter Europas zu sehen.

Im Jahre 1817 entwickelte sich aus diesem Wagen, deren im Mittelalter, ja selbst im Altertum eine ganze Reihe mit mehr oder weniger Glück versucht worden, durch die Beharrlichkeit, mit der v. Drais die Idee eines einfachen und leichten Fuhrwerkes verfolgte, die eigentliche „Draisine“, die Vorläuferin unseres heutigen Fahrrades.

Mit den Ansprüchen eines einzelnen auf den Titel Erfinder einer Sache ist es stets ein bißes Ding. Wir sehen James Watt als den Erfinder der Eisenbahn, Fulton als den Erfinder des Dampfschiffes an, wir sagen, den Telegraphen verdanken wir Morse, das elektrische Licht Edison, und dennoch kann man mit Leichtigkeit beweisen, daß diese Erfinder alle ihre Vorläufer, die ihnen mancherlei vorgearbeitet hatten, und daß nach ihnen wieder andere Erfinder kamen, die auch wichtiges und selbständiges hinzufügten. So berechtigt es ist, einen James Watt als den Vater der Dampfmaschine zu betrachten, weil er durch sein intensives und zielbewusstes Wirken diese Erfindung in die Praxis brachte, so unumstößlich bleibt Karl v. Drais der Vater des Fahrrades. Er widmete seiner Idee sein ganzes Leben, ein Leben voller Ehn und Mißachtung. Er gab uns aber durch seine Arbeiten ein Ziel an und das Mittel, wie wir dieses erreichen konnten.

Von Drais war ein eigenartiger Mensch,

seine Eigenart steigerte sich, je mehr er mißverstanden wurde, und daher hatten die Zeitgenossen es leicht, ihn einen „Dämel“, einen „Halbnarren“ zu nennen, und seine Erfindung als ein „zweckloses und lächerliches Ding“ zu verspotten. Die Dinge, die uns nicht interessieren, für deren Verwendung uns das Verständnis mangelt, diese Dinge verachten wir fast immer. Wenn die Gegenwart ohne eine gedachte Erfindung auskommt, so glaubt sie gar zu leicht, die Zukunft könne ihrer auch entbehren. Die Drais'sche Idee war aber sicherlich durch die Europa verwirrenden politischen Vorgänge der napoleonischen Zeit hervorgerufen worden. Des Kaisers Heere kamen nimmer zur Ruhe, bald hier, bald dahin lauteten die Ordres. Da regten sich denn in spekulativen Köpfen die Ideen zur Umgestaltung des Verkehrs.

Im Jahre 1801 hatte man die erste Dampfmaschine nach Watt in ein Schiff eingebaut, im nächsten Jahre erhielt Trevithick einen Dampfstraßenbahnwagen patentiert, mit dem er 7 Personen befördern konnte, und Matthien legt dem großen Korjen das erste Projekt zu einem Tunnel zwischen England und Frankreich vor. 1803 baut Fulton sein erstes Dampfschiff, mit dem er am 8. Oktober 1807 die erste Dampfschiffslinie zwischen New-York und Albany eröffnet. In folgenden Jahren (1804) setzte der genannte Trevithick die erste Dampf-Lokomotive auf Schienen, zwischen Merthyr und Tiddil, in Gang und der geniale Evans sagte schon voraus: „Die Zeit wird kommen, daß ein Dampfswagen morgens Washington verläßt — die Reisenden zu Baltimore frühstücken. — in Philadelphia zu Mittag speisen und in New-York am gleichen Tage das Nachtmahl einnehmen werden.“ Am 7. Juli 1809 erfindet Öttinger zu München den elektrischen Telegraphen und der genannte Trevithick regt schon im nächsten Jahre den Bau eiserner Schiffe an. 1811 begann Englands erste Dampfschiffahrt, die sich im nächsten Jahre zu einer regelmäßigen gestaltete und am 29. Oktober 1814 läuft in New-York bereits das erste Dampfkriegsschiff vom Stapel, nachdem ein Viertel Jahr vorher Stephenson seine erste Lokomotive „Blücher“ erbaut hatte. 1815 erhält England sein erstes Kriegsdampfschiff, das Kanonenboot „Congo“, 1816 befährt der erste Dampfer die Seine und 1818 den Rhein und die Elbe. Da sehen wir damals also die Anfänge des Dampfschiffes, der Lokomotive und des elektrischen Telegraphen, denen unser von Drais das Fahrrad, die Laufmaschine, hinzugefügt und ihren Zweck wie folgt begründet:

1. Für Boten, um ihre Touren viel bequemer zu machen.
2. Für Briefposten und andere Stafetten.
3. Für Reisende in kleiner Gesellschaft, um wohlfeiler und schneller zu reisen, als mit eigenen Pferden.
4. Für Gesundheit und Vergnügen, um sich mit wenig Mühe in kurzer Zeit viel Bewegung auf angenehme Art zu machen.

Wir blieben vorhin bei Drais im Jahre 1816 stehen. Im nächsten Jahre machte er am 12. Juli auf seiner Laufmaschine eine Tour von Mannheim bis nach Schweighausen und wieder zurück, eine Strecke von 4 Poststunden in einer kleinen Stunde. Wenige Tage nachher finden wir ihn auf dem steilen Gebirgsweg von Gernbach nach Baden, den er in einer Stunde auf seiner Maschine zurücklegte. Damals gab er zuerst auch eine Beschreibung dieser Draisinen in den Tageszeitungen, der Preis sollte mit Reisetaschen und sonstigem Zubehör etwa 45 Mark betragen, das Gewicht war auf „keine 50 Pfund“ angegeben.

Am Sonntag den 5. April 1818 finden wir die ersten „Draisinnen“ oder „Velocipede“ durch einen Herrn Garcia und einen Jäger des Baron von Drais vor dem Pariser Publikum. Die Vorführungen fanden im Jardin du Luxemburg gegen ein Entrée von einem Franc und 50 Cts. für ein Kind unter 12 Jahren statt. Die Hälfte der Einnahmen

kam den Abgebrannten des Odeon zugute. Drais selbst war damals nicht in Paris, denn am 7. desselben Monats kam er mit einem Diener auf Laufmaschinen in 2 Stunden von Darmstadt nach Frankfurt. Am nächsten Tage zeigte er seine Maschine der dortigen „Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste“ und machte Laufversuche im Saale der Gesellschaft und auf dem Balle. In Frankfurt blieb er mit seiner Erfindung bis zum 22. April und reiste dann auf seiner Maschine, nachdem er in der genannten Gesellschaft noch einen Vortrag über seine Erfindung gehalten hatte, nach Mannheim zurück.

Im gleichen Jahre erschien von ihm eine Schrift, betitelt: „Abbildung und Beschreibung seiner neu erfundenen Laufmaschine von A. Freiherr v. Drais“, die schon 1817 in Nürnberg erschienen war. Die interessantesten Schriften sind heute ganz verschollen, weder die Mannheimer Bibliothek, noch die Universitätsbibliothek Heidelberg, die die vielen Schriften von Drais Vater besitzt, haben sie.

Durch Kabinetts-Ordre vom 26. Januar 1818 war von Drais schon zum Professor der Mechanik ernannt worden und am 12. erteilte ihm der Großherzog ein Erfindungspatent auf 10 Jahre für seine Laufmaschine. 1821 wurde er badiſcher Kammerherr und im folgenden Jahre Premierleutnant der Leibgarderegiment, wie er schon seit 7 Jahren Secondleutnant beim Dragonerregiment von Gießen war.

In den Jahren 1827—1829 begleitete er den Reisenden G. von Langsdorff nach Brasilien. Von dieser Reise sei er, wie ein alter Mannheimer, Herr Prof. Dr. med. Hegewald in Meinungen erzählt, spät in der Nacht zurückgekommen. Um die Ruhe der Seinigen nicht zu stören, befaß er dem Diener, ihn im Speisezimmer in einen leeren Schrank zu sperren. Am anderen Morgen war das Geburtstagsfest seines Vaters. Als man nun in der Familie zusammensaß und die Töchter ihren Vater beglückwünschten, sagte dieser: „ach, wäre unser Karl doch auch da!“ — Da klang es wie Geisterstimme: „Da bin ich Papa, da bin ich ja!“ Die ganze Gesellschaft wandelte fast eine Ohnmacht an, so sehr erschrakten alle, bis der Diener den Schrank öffnete, in dem Drais die Nacht mit gebogenen Knien verbracht hatte. Auch war seine Erscheinung danach! Alle brachen hierauf in ein schallendes Gelächter aus.

Nach dem Tode des Vaters, dem seine zweite Gattin schon 14 Jahre vorausgegangen war, verlor Drais den ihm so notwendigen Halt, verbummelte und kam beim Hof in Ungnade. Zeitweise lebte er in Waldsachsenbach bei Eberbach, wo seine Wohnung noch gezeigt wird. Zuletzt zog von Drais nach Karlsruhe zurück, wo er am 10. Dezember 1851 im Hause Fähringerstraße Nr. 43 arm und verlassen nach langem Nervenleiden starb und am 12. auf dem alten Friedhof beerdigt wurde. Noch mancher alte Mannheimer und Karlsruher erinnern sich seiner, eines kräftigen untersehten Mannes mit auffallend starkem Kopf. Ein gutmütiges Gesicht mit spitz gedrehtem Schnurrbart schaute unter der grünen Dienstmütze oder dem grauen Zylinder hervor. Seine Erscheinung war die eines echten Originals, die auch auffiel, wenn sie nicht auf ihrer Laufmaschine daherkam. Wie mancher ist nicht damals hindendrein gelaufen, ohne zu wissen, daß er es heute bereuen werde!

Doch die Anerkennung die er im Leben nicht fand, da er mit seinen unruhigen Gedanken der Zeit vorausseilte, sie wurde ihm nach dem Tode zu teil. Als die Grabstätte in Karlsruhe einer Bahnhofsanlage Platz machen mußte, da überführte die Deutsche Radfahrerschaft die Ueberreste 1891 auf den neuen Friedhof. In der Kriegsstraße aber entstand 1893 ein hübsches Denkmal für ihn.

Die ältesten Laufmaschinen besitzt das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

Johannisfestgebräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. W. Raubert.

Die mancherlei noch heute im Volke lebenden Gebräuche, die den 24. Juni vor allen andern Tagen des Jahres auszeichnen, gründen sich ausnahmslos auf dessen altgermanische Bedeutung als Fest der Sommerjonnwend. Der Zeitpunkt, an dem unser Tagesgestirn seine höchste Kraft entfaltet und das Naturleben am wunderbarsten beeinflusst, um dann allmählich dem vordringenden Dunkel zu weichen, war gewiß besonders geeignet, zur Festfreude anzufeuern. Den entsprechendsten Ausdruck fand diese Freude in den sog. Johannisfeuern, nach ältern sagenhaften Berichten historisch zuerst in oberdeutschen Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts durch den Ausdruck „sunwentfeuer“ bezeichnet, auch „Sonnettfeuer“, bei Ulm „Himmelsfeuer“, in Ehingen a. d. Donau „Zündelfeuer“ und im hohenzollernschen Oberlande „Zinkenfeuer“ genannt. Diese Feuer, in denen zunächst ein sprechendes Sinnbild des siegreichen Sonnenlichtes zu sehen ist, werden meist in der Ebene angezündet, mitten in den Ortschaften, vor dem Rathause oder auf dem Marktplatz. Wie uns Sebastian Franel († 1542), der bekannte Verfasser des „Weltbuchs“, erzählt, herrschte bei unsern Altvordern der Glaube, daß dem Johannisfeuer eine gewisse Heilkraft inne wohne und so betrachtete man es geradezu als Talisman, um Haus und Hof vor Unheil zu bewahren. In manchen Gegenden wird um das Feuer herumgetanzt und gesprungen, ja, paarweise springen wohl auch junge Burſchen und Mädchen mitten durch die Flammen, um gewissermaßen aller bösen und kranken Stoffe sich zu entäußern. Früher warf man sogar, um die Heilkraft des Feuers zu erhöhen, Kräuter hinein, die ja am Johannisstage besonders heilkräftig sind, auch wohl Pferdeköpfe, Knochen, selbst lebende Tiere (Hähne) u. a. m. Im Südbaiſchen betteln die Knaben um Holz und Geschenke für das Johannisfeuer und singen dazu:

„Da kommen wir hergegangen
Mit Spiege und mit Stangen
Und wollen die Eier laugen.
Feuerrot Blümlein
An der Erde springt der Wein,
Gibt ihr uns der Eier ein
Zum Johannisfeuer,
Der Geber ist gar teuer.
Haberje, haberzu! Frei, fre, freid!
Gibt uns doch ein Schiet! (Scheit)“

In einigen Gegenden werden Holzräder, mit Stroh umwunden, in Brand gesteckt und dann meist von Bergen oder Hügeln in den Fluß hinabgerollt. Natürlich sollen diese Räder die Sonnenscheibe, das Sonnenrad darstellen. Gelangen sie noch brennend ins Wasser, so versteht das eine glückliche Ernte. An andern Orten ist es gebräuchlich, das alt und kraftlos gewordene Herdfeuer erlöschen zu lassen und durch reiben zweier trockener Hölzer neues Feuer zu erzeugen, mit dem das Herdfeuer erneuert wird. Dieses „Rotfeuer“ galt als unmittelbar von der Gottheit stammend für heilig, und Kohlen und Asche desselben wurden sorgfältig aufbewahrt, denn die Kohlen wurden gegen Viehkrankheiten verwendet, und mit der Asche vermehrte man die Fruchtbarkeit des Bodens und schützte die Felder vor Ungeziefer. Aber die Johannisfeuer wurden schon frühzeitig sinnbildlich gedeutet, und so weihen sie zugleich hin auf die im Herzen lodernde, heiße Liebesglut. In der Tat, Mai und Juni mit ihrer reichsten, blühdunstigen Entfaltung des jungen Lebens, das seine Schöpfung der strahlenden Königin des Tages, unserer Sonne, verdankt, sind wie dazu geschaffen, den Liebesbund der Herzen zu weben, und so singen im Allgäu die Knechte, wenn „gefrant“ wird, während die jungen Mädchen mutig durch die Holzbrände springen:

„Liebste, spring,
Verdien' Dir dies Jahr ein'n gülden Ring!“

Die gesegnete Heilkraft, die dem Johannisfeuer nach dem Volksglauben inne wohnte — man denke nur an die läuternde und von Schlacken reinigende Wirkung des Feuers —

übertrug derselbe auch auf die Kräuter, die ja nun in ihrer üppigen Entfaltung prangen. Namentlich, wenn sie um die Mittagsstunde gepflückt werden, sind sie von besonderer Heilkraft. Ein Kranz von mancherlei Wiesenblumen, unter das Kopfkissen gelegt, zaubert der Jungfrau im Traume das Bild des künftigen Geliebten vor, und die Johannisblume, auch Bergwohlverleih genannt, Arnica montana, die gern auf moorigen Hochwiesen wächst, steht als Allheilmittel für Verletzungen und äußere Wunden noch heute in hohem Ansehen.

Kraft sind auch die Vorkstellungen, die mit dem Wasser an diesem Tage in Beziehung stehen. Feuer und Wasser ergänzen sich gewissermaßen in ihrer lebensweckenden und lebenserhaltenden Wirksamkeit; beide sind zugleich reinigende und läuternde Elemente, daher von tiefer religiöser Bedeutung. Der Geist kommt in Feuerflammen, und die Taufe stellt die innere Erneuerung dar. Um Johanni pflegen, wie in diesem Monate überhaupt, reichliche Gewitter sich über der schwächenden Erde zu entladen, die zuweilen gefährliche Ueberschwemmungen im Gefolge haben.

Die Zeit des Badens ist nun gekommen, und die reinen, gesundheitsfördernden Gewässer werden nun überall gebührend gewürdigt. Und als seit dem 5. christlichen Jahrhundert im Anschluß an das Geburtsfest des Erlösers, das im Hinblick auf Joh. 3, 30 („Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“) in die Tage des zunehmenden Lichtes verlegt worden war, das Geburtsfest seines sechs Monate vorher geborenen Vorläufers des Täufers Johannes, auf den 24. Juni, das altheidnische Sonnwendfest, festgesetzt wurde, da verknüpfte die Kirche die Erinnerung an den an den Wassern des Jordans auftretenden Wüstenprediger mit den altheidnischen Beziehungen dieses Tages zum Wasser, und der „Engel St. Johann“ spielt nun im Volksglauben an diesem Tage eine bedeutende Rolle. Die Schmückung der Brunnen am Johannisstage steht hiermit in engem Zusammenhang, und am Rhein geht die Sage, daß, wenn an diesem Tage die Reinigung der Gewässer unterlassen werde, der Strom sich wie ein wilder Götze erhebe und ein Opfer fordere. Eine andere Sage geht noch einen Schritt weiter. Der Dichter (W. Müller) gedenkt ihrer in „Die Johannisopfer“:

„Drei Tote fordert Sankt Johann gut,
So oft im Sommer sein Festtag lacht;
Er holt sie am Grund, aus der Luft, in die
Flut,
Ihr Läufer, ihr Kimmmer, ihr Schwimmer
habt acht!“

Das will sagen, daß an diesem Tage niemand seines Lebens sicher ist, mag er sich zu ebener Erde oder hoch droben in den Lüften oder im Wasser sich gerade befinden. Die Sage erzählt nun, wie die Herrin von Schönrath am Johannisstage angitvoll um die drei im Walde spielenden Kinder besorgt ist. Der Älteste erkletterte eben eine hohe Eiche, um das Nest eines Falken, den Taubenräubers, zu plündern. Während die beiden Jüngeren ihm nachschauen, bricht eine Wölfin durchs Gebüsch, raubt den Jüngsten und trägt ihn davon. Der Älteste sieht's vom Baume und stürzt vom Schrecken erfaßt, tot zu Boden. Der Dritte will die doppelte Unglücksbotschaft der Mutter überbringen, verfehlt in der Angst die Zugbrücke und muß im Graben jämmerlich ertrinken.

„Ihr Läufer, ihr Kimmmer, ihr Schwimmer
habt acht!“ Johannisbäder gelten für besonders heilsam, und in Schwaben herrscht der Glaube, ein einziges solches Bad erseze neun gewöhnliche. Ein sehr interessantes Schriftstück ist ein Brief Petrarca's an den Kardinal Colonna, worin geschildert wird, wie ersterer am Johannisabend des Jahres 1333 bei seiner Ankunft in Köln gesehen habe, daß Frauen und Mädchen bei Sonnenuntergang am Rheine standen und Hände in den Fluß tauchten, dabei Sprüche murmelnd, um alles Unheil des Jahres von sich abzuwälzen.